

Zeitschrift: Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin
Herausgeber: Schweizerischer Nationalfonds zur Förderung der Wissenschaftlichen Forschung
Band: 29 (2017)
Heft: 112

Artikel: SMS gegen den Koma-Suff
Autor: Paulus, Jochen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-821455>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SMS gegen den Koma-Suff

Der 17-jährige Schüler sitzt gerade in einer Kneipe, als eine SMS auf seinem Smartphone eintrudelt: «Hi Mario. Du bist kein Mitläufer, der nur Alkohol trinkt, um bei andern dazugehören. Super! Das zeigt Stärke und kann andere beeindrucken!» Die Nachricht soll ihm ablehnen helfen, wenn seine Clique ihn zum Saufen animieren will. Absender ist ein Team um den Psychologen Severin Haug vom Institut für Sucht- und Gesundheitsforschung der Universität Zürich.

Das Programm heisst «MobileCoach Alkohol» und wurde in einer Studie mit gut tausend Mittel- und Berufsschülern in den Kantonen Zürich und Bern erprobt. Projekt-Mitarbeitende gingen in 80 Klassen und liessen die Schüler zunächst auf Tablets Fragen zu ihrem Alkoholkonsum beantworten. Bei der Hälfte der Klassen blieb es dabei, sie dienten als Kontrolle. Bei den anderen erstellte der Computer der Forscher anhand der Antworten sofort eine erste Rückmeldung zum Alkoholkonsum. Und er suchte für jeden Teilnehmer die Kurznachrichten heraus, die er im nächsten Vierteljahr erhielt. «Je stärker sie individualisiert sind, desto eher werden die Informationen gelesen», erläutert Haug.

Das Programm soll vor allem das sogenannte Rauschtrinken eindämmen – den Konsum von fünf – bei Frauen vier – oder mehr alkoholischen Getränken bei einer Gelegenheit. Solch einen Exzess leisteten sich im Monat vor der Teilnahme 47 Prozent der Schüler mindestens einmal, danach noch 41 Prozent. Die Mitglieder der Kontrollgruppe betranken sich dagegen häufiger als zuvor.

Die elektronische Hilfestellung wird jetzt weiterentwickelt und soll auch in anderen Kantonen angeboten werden. Da alles weitgehend automatisch abläuft, kommt das Programm auch bei vielen Teilnehmern nicht teuer. «Es ist letztlich egal, ob man es mit zehn oder zehntausend Jugendlichen macht», sagt Haug. *Jochen Paulus*

S. Haug et al.: Efficacy of a Web- and Text Messaging-Based Intervention to Reduce Problem Drinking in Adolescents: Results of a Cluster-Randomized Controlled Trial. *Journal of Consulting and Clinical Psychology* (2016)

Severin Haug



Das Programm erreicht Teenager per SMS dort, wo sie Alkohol trinken: abends an der Party.

Adrian Moser



Die Initiative gegen kalte Betten wirkt unerwartet: Erstwohnungen haben an Wert verloren.

Zweitwohnungsinitiative hat negative Folgen

Seitdem keine neuen Zweitwohnungen mehr in Tourismusorten gebaut werden dürfen, sind Erstwohnungen dort um 12 Prozent billiger geworden, nicht aber in anderen Gemeinden. Diesen überraschenden Effekt haben die Wirtschaftswissenschaftler Christian Hilber von der London School of Economics und Olivier Schöni von der Universität Bern festgestellt. In ihrer Studie haben sie die Wohnungspreise vor und nach der Initiative in der gesamten Schweiz verglichen. «Der Effekt ist erstaunlich robust», sagt Schöni. Es gebe zudem keine Indizien dafür, dass potenzielle Käufer in benachbarte Gemeinden abgewandert sind.

Da die Preiseffekte für Erst- und Zweitwohnungen unterschiedlich sind, folgern die Autoren, dass Erst- und Zweitwohnungen nicht austauschbar sind. Dies ist vermutlich einerseits auf die unterschiedliche Bauweise von Chalets und traditionellen Wohnhäusern zurückzuführen. Andererseits ist die Lage für potenzielle Käufer bestimmend: Während Touristen nahe am Skilift wohnen wollen, brauchen Einheimische kurze Wege zu Schule und Einkaufsmöglichkeiten.

Die Autoren bewerten die niedrigeren Hauspreise in touristischen Gebieten nicht positiv. «Zwar sinken die Mieten, aber nur weil das Verbot die lokalen Arbeitsmärkte und Zukunftsperspektiven negativ beeinflusst», sagt Hilber. Die Berufsaussichten der Einheimischen verschlechtern sich. Das schlägt sich in einer tieferen Zahlungsbereitschaft für Immobilien und schliesslich in einem gesunkenen Vermögen nieder. Die Autoren rechnen langfristig damit, dass viele Einheimische ihre Häuser an Investoren verkaufen werden. Auf diese Weise entstehen dann legal neue «kalte» Betten. *Anne-Caren Stoltze*

C. Hilber & O. Schöni: The Housing Market Impacts of Constraining Second Home Investments. University of Bern & London School of Economics. CRED Research Paper No. 11 (2015)

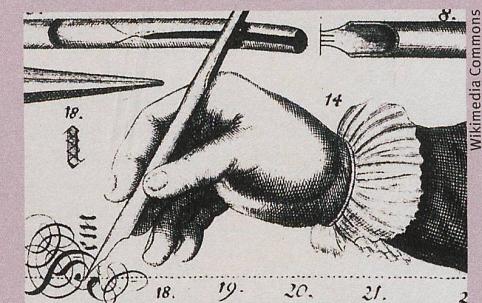
Aus spitzer Gänsefeder

Den Füllfederhalter richtig zu halten, so dass er weder tropft, schmiert noch kratzt, will gelernt sein. Als Schreibinstrument setzte sich die Stahlfeder in Europa im 19. Jahrhundert durch. Vorher wurde über 1000 Jahre lang mit Tierfedern geschrieben – vorwiegend mit Gänsekielen. Diese waren in ihrer Handhabung nicht minder verzwickt. Eine geübte Sitz- und Fingerhaltung und auch das Spitzen der Feder beherrschten nicht alle. So beklagt sich die deutsche Dichterin Annette von Droste-Hülshoff in einem Brief: «Glückselig wer mit Gänsekielen schreiben kann! Ich kann's nicht, denn ich verstehe sie nicht zu schneiden [...]!»

Mit der Geschichte der Gänsefeder vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert befasst sich Martina Wernli von der Universität Neuenburg. Die Literaturwissenschaftlerin sucht in unterschiedlichen Quellen nach dem Vorkommen der Feder – etwa in Sonetten des italienischen Renaissance-Dichters Petrarca, in Romanen von Jean Paul oder in der Barock-Lyrik der Catharina Regina von Greiffenberg. Wernli will nicht nur ein literarisches Motiv oder eine metaphorische Bedeutung verstehen: «Ich untersuche die Feder auch als Objekt mit einer eigenen Materialität.» Dazu zieht sie historische Anleitungen zum Spitzen oder Anweisungen zur Körperhaltung beim Schreiben bei.

Die Wissenschaft hat die Feder im Gegensatz zu Tinte, Pergament und Papier bisher vernachlässigt. Auch als archäologischer Gegenstand ist sie meist nicht vorhanden. Sie wurde aufgebraucht oder ist verrottet. Mit ihrer Analyse bringt Wernli nicht nur die Gänsefeder in die Gegenwart zurück, sie verbindet auch zum ersten Mal unterschiedliche Perspektiven zum Schreiben als Kunst, Kultur und Technik. *Kathrin Zehnder*

Martina Wernli: Feder lesen. Eine Literaturgeschichte des Gänsekiels von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert, Habilitationsprojekt



Auch im 18. Jahrhundert brauchte es eine Anleitung, um mit der Gänsefeder zu schreiben.